

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

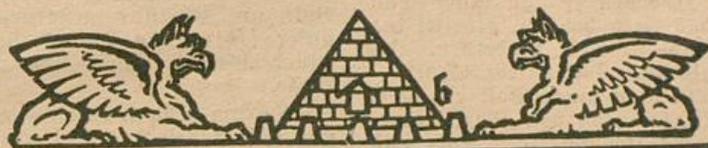
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1937

21.2.1937 (No. 8)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

26. Jahrg. Nr. 8



21. Februar 1937

Klara-Maria Frey / in memoriam!

Hört Ihr sie raunen manchmal in Nächten,
reiten im Sturme, stöhnen im Wind?
Schatten, die sich dem Dunkel verflechten,
fragen, ob wir noch ihrer gedächten,
die uns da draußen gestorben sind?

Hört Ihr den pochenden Ruck in den Wänden?
Seht, wie die Lampe sich plöblich verflücht!
„Draußen in donnernden Höllenbränden
floh uns das Leben aus krallenden Händen,
haben wir eure Zukunft bezahlt.“

Denkt Ihr der Männer, die lehmverkrustet
lagen wie Tiere im finstern Verhau?
Hatz uns nach Schnaufen und Schnabeln gelustet,
hat uns der Tod in die Flamme gehustet,
löschte die Glieder und machte uns grau.

Wißt Ihr von brünstiger, allerlester
Schau in das Leben, die uns genarrt?
Fluchen und Beten zerstörter, zerfekter
Mäuler und Leiber, zu Ende geheter,
bis sie die grabende Schaufel verscharrt!

Nicht sind die Klische verbraucht und verronnen;
nicht sind Gebete verweht und versprüht!
Jrgendwo rieseln die ewigen Bronnen;
alles kehrt wieder im Tanze der Sonnen.
Haltet nur Ihr uns im roten Geblüt.

Seelen erwachen in fruchtbarem Schofel
Fäuste erstarren, zur Arbeit geweiht.
Seht Ihr das Richte, spürt Ihr das Große,
denkt an die Schar, an die namenlose,
denkt an die Schatten zur Mitternachtszeit!

Karl Hesselbacher / Die Weihe des Hauses

Auf unserem Dorfe ward ein neu erbautes Haus eingeweiht. Das war ein großes Fest damals. Seit vielen Jahren war kein neues Haus mehr gebaut worden. Die Jungen waren in die Stadt gezogen, und für die Alten reichten die vorhandenen Häuser. Aber nun war ein junges Paar wohlhabender Bauersleute im Dorf. Den Kindern hatten die Eltern ein Haus erstellt. Ein Steinhaus! Das Wunder des Dorfes, in dem sonst nur die Fachwerkhäuser standen. Auf dem steinernen Türsturz war der Name der beiden jungen Leute vom Steinmetz eingehauen neben der Jahreszahl.

Ja, nun war der Tag der Weihe gekommen. Die beiden Familien hatten meinen Vater gebeten, zu dieser Feier zu kommen und ihnen ein christliches Wort zu sagen. Ich trippelte hinterdrein, als ein stattlicher Zug sich durch die Gassen des Dorfes bewegte. Eltern und Kinder im Sonntagsstaat. Die Verwandten alle dabei. Und die Nachbarn hatten sich dazu gesellt. Es war „das ganze Dorf auf den Beinen“.

Vor dem Vater, der seinen Lalar angezogen hatte, gingen vier junge Leute. Zwei Mädchen trugen das Spinnrad und die Wiege. Zwei junge Männer, die vor ihnen gingen, hatten in der Hand eine Bibel und einen Laib Brot.

Vor dem Hause stellten sich alle auf, und dann sang die ganze Gemeinde „Mit dem Herrn fang alles an . . .“ Und mein Vater redete. Was er geredet hat, habe ich damals wohl nicht verstanden. Und dann zogen sie ein: Voraus die Bibel und das Brot, dann das Spinnrad und die Wiege. Dann der Pfarrer und die Familienangehörigen.

Immer noch steht das Bild vor mir: die beiden jungen Männer — es mögen auch Knaben gewesen sein, dem Kind dünken ja die Halbwüchsigen schon so groß wie Männer zu sein — mit ihrer dunklen Lederbibel und dem großen Laib Schwarzbrot, und die Mädchen mit dem Spinnrad, um dessen Rocken bunte Bänder geschlungen waren, und der Holzwiege, die in der frischen Farbe glänzte. Am Kopfende des hölzernen

Bestells war ein Engelschen gemalt, das aus weißen Wölkchen schwebte.

Heute muß ich darüber sinnen und mir sagen: „Wie wundervoll war dies Fest mit dem tiefsinnigen Festzug!“ Voraus — das Brot! Das Brot des Tages und das Brot des Himmels! Zeit und Ewigkeit nebeneinander. Irdisches und göttliches Leben im Verein. Da offenbarte sich der stille Glaube und die wortlose heraldische Frömmigkeit unseres Bauernvolkes. Unter dem Segen des Brotes, das auf der Erde wächst, und des Brotes, das vom Himmel kommt, gedeiht die Arbeit und wächst das Menschengeschlecht. Kann man eine gewaltigere Predigt halten, als diese Predigt ohne Worte?

Es ist die Botschaft, die ich zu dem Eingang in das neue Jahr unserem lieben, deutschen Volke halten würde, wenn ich auf einer Niesenzanzel stehen dürfte!

Gottlob, wir ziehen in ein neu gebautes Haus. Das muß wie ein riesiger Lobgesang durch deutsche Gauen tönen. Freunde, freut euch darüber! Noch vor wenigen Jahren saßen wir auf Trümmern — und der Rauch von dem großen Weltbrand schwallte noch in schwarzen Schwaden darüber. Heute steht ein Steinhaus da, festgemauert auf dem alten Grund, und auf dem Türsturz steht ein Name vom Steinmetz eingehauen, bei dem sich jeder Deutsche in Ehrfurcht neigt: der Bauherr, den uns Gott gesandt hat. Wo wäre ein deutscher Mann und wo die deutsche Frau, die beim Betreten dieser Schwelle nicht aus tiefstem Herzen rief: „Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich!“ Dieses Lied singet mit ergriffenem Herzen! Dieses Lied lehrt eure Kinder! Dieses Wort von dem Gotteswunder, das an dem deutschen Volke geschehen ist, gebet dem nachwachsenden Geschlecht weiter. „Wir waren wie ein Brand, aus dem Feuer gerettet.“ Mag noch so viel auf euch liegen an Last — wann wären Menschen auf dieser Erde gegangen ohne Last und ohne Sorge? Mag euer Herz beladen sein mit allerlei Sorgen — hat nicht

der große Prediger Robertson gesagt: „Wir Menschen sind zum Sorgen geboren wie die Funken zum Auffahren gen Himmel!“ Das alles soll uns nicht das Danken wehren für die große Errettung, die an unserem Volke geschehen ist. „Wer danken kann, ist selig dran“, haben unsere Väter gesagt. Und es gibt keine größere Seligkeit beim Einzug ins neue Haus, als dieses helle Dankeslied „Aus voller Kehle und frischer Brust!“

Und dann wollen wir's machen wie jene feinen Leute auf dem Dorf: Voraus soll getragen werden die Bibel und das Brot! Damit legen wir Deutsche unser entschlossenes Bekenntnis ab, ohne das wir nicht in das neue Haus der kommenden Tage gehen können — „nicht einen Schritt!“ Das Brot ist das Fundament aller unserer Arbeit und aller unserer Kämpfe. Ich nehme es einmal ganz nüchtern und ehrlich so, wie es jene Bauersleute genommen haben: das liebe Brot! Schlicht und einfach. Das Brot, das aus unserem Feld uns geschenkt wird, die teure Gabe des Herrgotts, der auch im kommenden Jahre seine Segenshand über unsern Acker breiten möge! Das kommt aus aufrichtigem Herzen. Denn ohne diesen Gottessegens auf unserem Erdboden ist „all unser Tun umsonst!“ „Wo der Herr nicht das Feld behütet, arbeitet der Bauer umsonst“, so möchte ich ein Psalmwort umdeuten. Ich tue der Bibel damit keine Gewalt an. Das „Liebe Brot“ — was brauchen wir viel mehr? Will nicht unser Volk ein ganz schlichtes, bescheidenes Volk werden, losgelöst von allem Uebermut und allem Großtun und aller Heppigkeit? „Salz und Brot macht Wangen rot!“ sagten unsere Väter, und sie sind in der Bescheidenheit immer am allergrößten geworden! Da sind unsere Gewaltigsten gewachsen und geworden, in den Jahren, in denen man nach dem Wort lebte: „So wir Nahrung und Kleidung haben, so laffet uns genügen.“ Wir Deutschen sind ein Volk, das in die Tiefe wachsen muß und aus der Tiefe seine höchste Kraft holen muß. Darum taugt es nichts, wenn es „die Welt gewinnen will und Schaden nimmt an seiner Seele.“ „Das liebe Brot“ soll uns das Sinnbild sein für ein Volksleben der Kraft und der Frucht und der Innerlichkeit und Treue. Wir können die Stille und den Frieden unseres Volkes und Reiches nicht besser bezahlen als durch diesen Geist der Einfachheit und Schlichtheit, aus dem heraus ein Volk erwächst, das nicht umzubringen ist und das seine Zukunft mit starker Hand und mit reinem Herzen baut.

Und darum brauchen wir erst recht das „Brot, das vom Himmel kommt“. Wir Deutschen sind ein Volk, das groß geworden ist in dem Ringen um Gott und Gottes Frieden.

Was einer unserer Besten und Ernstesten gesagt hat, gilt auch heute noch: „Habt Acht auf die Gassen und sehet nach den Sternen!“ Man hat uns ein Volk der „Dichter und Träumer“ genannt. Wir sind aber ein Volk der Arbeiter geworden. Und das tat uns not. Wir müssen mit beiden Füßen auf dem Erdboden stehen. Wir müssen uns unserer Haut wehren. Dazu haben wir unsere Arme und unsere Hirne. Gottlos ist es so seit alters und soll so bleiben, daß kein Volk auf der Erde uns den deutschen Arbeiter nachmachen kann in seiner Pflichttreue und in seiner unverwundlichen Kraft. Aber das Blut in unsern Adern und der Stahl in diesem Blut ist doch der himmlische Sinn, die Freude an allem, was heilig ist und ewig, an allem, was aus Gottes Gemeinschaft heraus uns entgegenquillt und unser Leben füllt mit unvergänglicher Freude. Wir leben nun einmal zutiefst aus den Kräften, die aus dem „Wort des Lebens“ fließen und die keine Not uns rauben kann. Das macht's, daß wir „oft gedrängt worden sind von Jugend auf und doch niemand uns übermocht hat.“ Das hält uns oben, daß wir „nach oben“ zu blicken vermögen. Das macht uns frei, daß wir den kennen und lieben, der alle die Seinen „wahrhaft frei macht“. Mag noch so viel in unserm Volk um Christus gestritten werden — wir wissen, daß er unser „heimlicher König“ ist und bleiben wird. Und unter seines Geistes Frucht und Kraft gehen wir getrost unserer Wege.

Darum geht uns die Bibel voran in unser neues Haus — und wir tragen das Spinnrad dahinter her, weil aus Gottes Wort die Arbeit gesegnet wird, daß sie nicht Fron und Plage werde, sondern Freude und Mut. Die Maschinen pochen, hämmern und sausen — aber dahinter tönt die Melodie „Im Dienst am Werk tue ich Dienst in Gottes Namen und Er bekennt sich zu jeder redlichen Mühe. Segen ist dann der Mühe Preis!“

Und neben dem Spinnrad — die Wiege! Denn unsere Familie ist die Brunnenstube der Volkskraft. Wo ein Familienleben geheiligt wird durch Gottes Nähe, wird das deutsche Haus zum Tempel Gottes, und ein Geschlecht wird heranwachsen, das „gehämmert ist wie Stahl“, nicht zu biegen und nicht zu brechen.

(Entnommen aus der Nr. 1, 1927, des „Gemeinboten“ der evangelischen Gemeinde Feuerbach bei Mühlheim. Die aus anderem Anlaß niedergeschriebenen Gedanken des Pfarrers und Dichters Karl Hesselbacher scheinen sich uns in mancher Blickrichtung dem Gedankenzug am Heldengedenktage im tiefsten Grund anzureihen. Schriftlta.)

Zwei Frontkämpfer sprechen:

Er starb für mich!

Mein Freund, ein Schneiderbursch vom Oberland,
saß an der Somme bei uns im Unterland.

Granaten piffen überm Graben hin;
was hat der neue Tag mit uns im Sinn?

Da schreit von draußen eine Stimme 'rein:
„D weh, da vorne schlug es bei uns ein!“

Helft mir doch holen meinen Kamerad,
bevor das neue Trommelfeuer naht!“

Die Musketiere sehn sich alle um
und schaun auf mich — ich aber bleibe stumm.

Warum soll ich denn immer alles tun?
Ein Kriegsfreiwilliger darf auch mal ruhn!

So denk' ich troherstarrt und rühr' mich nicht,
und draußen harret die unerfüllte Pflicht.

Eugen, der Schneiderbursche, kriecht hervor
und wispert heimlich mir ins müde Ohr:

„Fritsch, bleib nur sitzen, ich kann auch mal gehn!“
Und draußen ist er — hast du mich gesehn!

Minuten streichen, und wir dösen noch . . .
Da steht schon wieder einer vor dem Loch:

„Verflucht!“ brüllt er und zittert noch vor Schreck,
„Ist schlug die zweite an den selben Fleck!“

Mich packt ein Schauder, und ich stürze fort
und bin schon bald an dem beschriebnen Ort.

O Gott, da liegt er, den ich blind verdarb,
und der für mich den Tod des Opfers starb!

Ich knie zu Boden, greif in warmes Blut
und hör, wie er den letzten Seufzer tut.

30

Herrgott im Himmel, hast du es gewollt,
daß ich des Freundes Mörder werden sollt?

Du lieber Eugen, hörst du mich nicht mehr?
Jetzt bin ich schuldig, und es drückt mich schwer . . .

Er rührt sich nicht . . . Ich nehm' ihm Uhr und Geld;
komm, wir begraben dich, du treuer Held!

Noch heut, nach zwanzig Jahren, schluchze ich:
Verzeih mir Gott — es starb ein Mensch für mich!

Friedrich Singer.

Als er fiel . . .

Auf des Gartens Blumenmeer
lastete es düsteschwer.

Ins Gemach schlich viel vom Hauch,
Balsamsüß wie Myrrhenrauch.

Drang ins Blut wie schwerer Wein,
füllte sanft in Träume ein . . .

Ungemeldet nahte wer
Stöhnend von der Türe her.

Schlürfte klappernd durchs Gemach,
Schleifte eine Sense nach.

Trat zur Uhr hin an der Wand,
Reckte eine Knochenhand.

Hieß das Pendel nicht mehr gehn,
Stillestehn der Zeiger Drehn.

Wandte sich, verließ den Raum,
Und mit ihm entwich der Traum.

Zeitlich gleich, wie ich vernahm,
Fiel mein Freund am Chemin des Dames.

Karl Kunzmann.

Herm. Leop. Mayer / Begreifende Erinnerung

Am Ende einer Selbstdarstellung, die, wie und von wo aus wir sie immer betrachten, für uns Deutsche unverlierbar die klassische Wertung allgemeiner menschlicher Gültigkeit trägt, am Ende von Goethes Selbstdarstellung seines Lebens steht das Epitaphwort: „Wohin es geht, wer weiß es? Erinnerung er sich doch kaum, woher er kam!“ Begrenzt man den Begriff des „woher er kam“ nur auf die Jahre des ersten Jns-Leben-Wachsens, das erste Lebensjahrzehnt, so entfaltet sich bei Goethe dieser Lebensraum der „Fülle der Kindheit, von der man nicht imstande ist, würdig zu sprechen“ in lockeren „Jugendgeschichten“ (wie er es selbst nennt). Sie schweifen teils offen ins Märchen, teils beziehen sie aus der Deutung der späteren Jahre ihren Wert, stets aber sind sie einem allgemeinen historischen und biographischen Aspekt eingeordnet, über dem ihre für die Nachwelt wesentliche Bestimmung der Aussage nach Umfang und Gewicht innerhalb des Ganzen zu kurz kommt. Was bei Schiller, besäßen wir von seiner Hand eine ähnliche Selbstdarstellung, als einem historisch orientierten Geist nicht wunder nähme, wirkt bei Goethe als einem der Kraft der Naturgebe verschworenen Deuter des Seins befremdlich: Kind und Kindheit zwar als rätselhaft Fülle mehr im freundlichen Nebel von „Dichtung und Wahrheit“ bewundert als begriffen unter dem ausschließlichen Gesichtswinkel des „. . . doch kann man hinterdrein wohl bemerken, was auf Künstliches hingedeutet hat . . .“ betrachtet und dargestellt zu sehen.

Ein rundes Jahrhundert mußte vergehen und zu psychologischen Erkenntnissen reifen, bis man den freundlichen Nebel unruhig über die Rätsel, die er verbirgt, und begierig seiner Geheimnisse teilhaftig zu werden, durchdrungen hatte. Bis zur Ausgangs- und Zielsetzung der Selbstdarstellungen unserer Zeit. Um, wenn wir, vieles überspringend, zu Carossas „Kindheit“ greifen, wiederum auf eine kaum anders als bei Goethe sich äußernde Bezogenheit zu stoßen, die sich im Geleitwort offen ausspricht: „Was einer in seinen ersten zehn Jahren geliebt und getan hat, wird er immer lieben, immer tun.“

Soweit wir ringsumher auf den innersten Kern von Anlaß und Ausführung der verschiedensten Selbstdarstellungen (eines ganzen Lebens oder eines Lebensabschnittes) bestimmen: immer sind sie entweder im Sturm des bewegten und nach Lösungen fragenden Lebens jenes Epitaphwortes, oder aber in einer des Lebensstimmes geruhig innegewordenen Bezogenheit der Anfänge auf die Reife entstanden. Immer, auch wenn wir uns an die Erinnerungen halten, die ihre Objektivität mit guten Gründen zu belegen vermögen, immer „redet das Alter dem Kinde in die Erfahrungen hinein“, immer „mischen sich die Gesichte des Großen mit den Gesichten des Kleinen“, um mit Wilhelm Hausenstein zu sprechen, dessen soeben im Societätsverlag in Frankfurt a. M. erschienenen „Buch einer Kindheit“ diese Ueberlegungen hervorruft. Denn immer ist es ein mehr oder minder dichterisches, also gestaltendes und gestaltend deutendes Erinnern über dem Generalhaß jener von Goethe bewußt gezogenen, von anderen gefühlsmäßig unterlegten „Summe einer Existenz“. Im denkbar stärksten Gegensatz dazu ist Hausenstein daran gegangen, die Wurzel seiner Existenz freizulegen, ja, zu den kleinsten, unteilbaren, und auf die „Summe“ bezogen, unscheinbarsten Teilen der Eindrücke des Kindens vorzudringen, deren der Mann die zahllose Vervielfachung als „Leben“ in sich trägt. Andern sind ihre „Jugenderinnerungen“ (um einmal diesen ungenauen Begriff stehen zu lassen) Objekt der darstellenden Beschreibung, der wachrufenden Rekonstruktion in späteren Lebens- und Weltzusammenhängen. Hausenstein sind einzelne in den geheimnisvollen Tiefen der Seele schlummernde Eindrücke in erster Linie Objekt des Begreifens im Sinne des Innewerdens seiner selbst. Er gibt, weit entfernt davon, „Jugendgeschichten“, oder gar eine Geschichte seiner Jugend aufzuzeichnen, sich mit der Niederschrift dieser Blätter Rechenschaft, indem er in der Wertordnung seines eigenen Seins, jetzt erst sehend gewordenen Auges, Posten wahrnimmt, die in fernen Tagen gleichsam mit apokrypher Tinte in diese Wertordnung eingetragen wurden, und darin ihre Wertfunktion behauptet haben, ohne daß er bis heute dessen innegeworden wäre. Dieses behutsam wägende, mit objektivem Bedacht sondierende, wenn auch in allem vom Licht der Liebe erhellen Begreifen von Kindheitseindrücken, das in Wahrheit ein Erinnern, nämlich die vollkommene Besitzergreifung der ersten Lebensspuren ist, das unterscheidet Hausenstein's „Buch einer Kindheit“ von allen Aufzeichnungen ähnlicher Art. . . . Ich sitze hier, um die taubstummen Erfahrungen des Kindes im

erzählenden Wort endlich zu vollziehen. In der Tat, es läßt sich am Ende zweifeln, ob man die Erfahrungen in dem Augenblick macht, in dem man sie zu machen meint — unterm Zeiger der Uhr, unter der Zahl des Kalenders. Man macht Erfahrungen zuweilen dreißig und fünfzig Jahre nach dem Augenblick, da sie sich in die dunklen Gänge der Seele gesenkt haben, um zu schlafen, lange zu schlafen, und nach einer unwahrscheinlichen Frist der Inkubation aufzustehen.“ Dem entspricht aufs genaueste, was er an einer andern Stelle schreibt: „. . . Doch, wie überhaupt, indem ich diese Geschichte niederschreibe, das Kind im Erwachsenen erst gänzlich zu sich kommt; wie ich, indem ich dies alles erzähle, als ein Erwachsener dem Kind, das ich gewesen bin, über die Schulter schaue und besser begreife, was dem Kinde zwar einging, ihm aber noch nicht zu einem verstehenden Bewußtsein zu gelingen vermochte; wie ich jedoch, indem ich das Bild jener Tage heute . . . aufzuzeichnen versuche, nichts, gar nichts hinzusetze aus meinem gegenwärtigen Leben und Wissen, sondern bloß der Gärner der Blumen, Sträucher, Kräuter und auch Unkräuter bin, die damals als Samen vom Schicksal in mich gestreut worden — seitdem aber vollends aufgegangen sind, nämlich als begreifende Erinnerung, die stark und treu genug ist, um wahrzunehmen, was damals im Erdreich meines Gemüts zum erstenmal anwuchs, Wurzel trieb und keimte“ — in diesem Sinne ist das Ich, der reife Mensch, bis zu einem so vollkommenen Grade der Betrachtung und Darstellung vom Kinde ferngehalten, daß Hausenstein uns allen mit seinen Erinnerungen das Tor der Kindheit aufschließt, das Dorf und Haus seiner Kindheit Dorf und Haus unserer Kindheit sind, daß wir im Bild seiner Aelteren die unserigen erkennen, kurz, daß das Persönliche — und darin liegt wohl die höchste Kunst seiner Darstellung — sich im magischen Licht des uns allen verlorenen Paradieses ins Allgemeinmögliche auflöst. Es ist dabei von eigenem Reiz, zu sehen, wie er unausgesetzt über seiner Betrachtung — man ist versucht, zu sagen: der Methodizismus seiner Betrachtung — und deren strenger Objektivität wacht. „Ich weiß: den Eindruck, den ich heute berichte, habe ich damals so empfangen, daß ich ihn heute so berichten kann“, oder: „Die Frage ist von jetzt. Aber damals ist sie gestellt worden.“ Diese Betrachtungsweise, die Wahrnehmung seiner eigenen Kindheit, erklärt ohne weiteres Hausenstein's Weg zu diesen, viele seiner Leser vielleicht überraschenden Erzählungen. Er kam zur Niederschrift seiner Erinnerungen, mit der er vor acht Jahren begonnen hat, nicht, weil es ihn künstlerisch lockte, einmal nach dem in Raum und Zeit weitausgreifendem Schreiten „auf den Spuren der Zeiten“ den Schritt zu fällen und die eigene Spur nach- und zurückzugehen, sondern aus dem menschlichen Muß, das jedem den Blick zurückzwingt in den Jahren, wo gelebtes Leben Geist, Herz und Sinne zu jener Klarheit geschärft hat, die erst das „unbewußte Leben“ bemußt macht, wo zwar der Scheitel des Lebens, der den vollen Blick auf die „Summe“ gestattet, längst nicht erreicht ist, wohl aber die frühen „Posten“ der „Summe“ ihren endgültigen Wert bekommen, „wo die im Leben der Jahrzehnte untergetauchte Jugend wieder an die Oberfläche des nun still gewordenen Daseins emporstiegt.“

Bei aller Bemühung um den Wahrheitsgehalt des Dargestellten, die menschlich und künstlerisch ein hohes Ethos voraussetzt, wenn anders sie nicht das Unwägbarere des Erlebten und die Atmosphäre der Erinnerung durch psychologische Analyse zerstören will, und die uns eben, weil sie solches Maß auch in den der Deutung so gefährlichen Kapiteln der um und über die Grenze von Trau und Lüge schweifenden Knabenphantasie unbeirrt wahr, so nahe im Eigenen berührt, ist jedes der zehn Kindheitsbilder Hausenstein's ein erzählerisches Kunstwerk. Sie gehören in ihrer sprachlich-graphischen Verteilung der pastosen Werke von Hell und Dunkel, im gegenwärtigen Schauer vor dem erinnerten Erlebnis, in der stillen Ehrfurcht vor den Aelteren, im sicheren und stolzen Gefühl für Sippe und Erbe, in der geläuterten Liebe zum Objekt und in ihrer vornehmen Verantwortlichkeit zum ebenmäßigsten, schönsten Buchs zuchtvoller deutscher Prosaunst. (Daß sie daneben jedem, dem Kinder anvertraut sind, auf Schritt und Tritt in kindliche Erlebnisstiefen blicken lassen, die, ob der Geringfügigkeit des beeindruckenden Vorganas, kaum geahnt werden, sei als ein Hinweis mehr vermerkt.) Die Landschaft der Erzählungen ist die der badischen Heimat Hausenstein's, der Schwarzwald, der Odenwald, die Höhe um Pforzheim, der Rächer der Residenz. Benno Meisenberg hat einmal gesagt, daß Hausenstein, wo immer er in der Fremde sein möge, nie die blauen Höhen des Schwarzwalds entschwinden, die ihm

das Maß aller Schönheit geben. Dies Wort läßt sich hier variieren: wo immer wir leben mögen, wird uns, die wir dies Buch der Kindheit aufschlagen, in Hausensteins Liebe das Land am Oberrhein zur Heimat. Darin ist alles so vertraut, als ob es uns zugewachsen wäre: die Kanzelstiege, die die trügerische, schuldig-unschuldige Knabensabel vom Flug des Pfarrers auf die Kanzel enträfelt; der Hohlweg, auf dem sich dem Knaben der Urschrecken des närrischen Beckers in seiner panischen Verwirrung vollzieht; die Doppelbegegnung mit der gläubig hingegenommenen Tatsache von Geschick und Mißgeschick in dieser Welt und mit dem symbolhaftesten, Haus und Hof, ein Dorf und eine Generation bannenden Mythos eines jugendlichen Götzenbildes in der „Geschichte eines Spleens“; das schattenhafte, traumerregende Reich des väterlichen Bäros, von dessen Drehstuhl sich im Wirbel der Ordnung aller Dinge der zwerghafte Beamte des Traums auf den Boden der Wirklichkeit herunterspielt; der Garten und das Dorf mit der Erscheinung des Großvaters, „zu dem schon zu Lebzeiten die Sterne herabreicheten“; die Schule mit dem sitzgebliebenen Kameraden, dessen versteiften Arm der ritterliche Schild echter Kameradschaft deckte; der alte Hornberger Gasthof mit seinen

garibaldibegeisterten, von den 48er Ereignissen heirrten, nichtsdestoweniger die Familie mit freudig verehrter Allmacht regierenden Großvater „Bärenwirt“ — haben wir das nicht alle auch erlebt? Der Erzähler Hausenstein macht es uns glauben. Denn er hat nichts erfunden, wofür man ihn ruhig einen schlechten Fabulierer schelten mag. Desto mehr hat er gefunden, zutage gefördert aus den verborgenen, verschütteten Schächten, in deren Geheimnis für jeden die Kindheit wie ein unverlierbarer Schatz ruht. Und er breitet dessen Kleinodien vor uns aus, daß Träume von Glück und Liebe unser Auge verklären, weil seiner Kunst die Zauberformel des Dichters dient, die sich die Schächte sprengt und mit einem ihrer stärksten Worte das Ewige so in die Gestalt zwingt: „... mehr denn Erinnerungen sind die unabsehbar bestehenden Einprägungen, die Bilder und Zeichen einer unsterblichen Perion, deren stille Ewigkeit in mir selbst, im besten, das ich habe, das ich sein mag, mit einer gar nicht zu verändernden Gegenwart fortwirkt. Denn so und nicht anders erweist sich die Beständigkeit wahren Daseins, in welcher das Diesseitige mit dem Jenseitigen vom Anfang aller Dinge an zusammen geschmolzen ist.“

Schrifttum und Heimatkunde

Hans Thoma: Briefe an Frauen. Es ist immer ein besonderes Glück, wenn man — und sei es auch nur im Geiste — einmal in Atemnähe eines großen Menschen leben darf. Und wie könnte dies besser geschehen als beim Lesen von Briefen, die ein Begnadeter aus seinem Alltag schreibt?

„Briefe an Frauen“ von Hans Thoma nennt sich die neu herausgegebene Sammlung, die Josef August Beringer zusammengestellt hat und die dem Band „Aus 80 Lebensjahren“ folgt. (Verlag Schröder & Strecker, Stuttgart.)

Eine eigenartig lichte Stimmung liegt über den Briefen, so sehr in ihnen auch Dunkles und Trauriges berührt wird: Sorgliches, liebevolles Erleben und Miterleben spricht darin eine schlichte, herzerfreuende Sprache. Wir gehen an Hand der Schriftstücke mit dem Künstler durch seine Kampfsjahre und Schaffensjahre.

Was er schreibt, das ist mehr als nur Mitteilung und Bericht; sind es doch Briefe an vielerlei Frauen, an treu verbundene, die es verstanden haben, den Meister zu ermuntern. Vorab sind es die Briefe an die Mutter und Schwester, zu denen der Künstler in tiefwurzelnder Liebe spricht. Alles ist ihm wichtig, selbst das scheinbar Unerhebliche, was irgendwie seine Leute angeht. „Habt Sorge“, dies ist immer wieder die Mahnung an die Mutter und an die Schwester im geliebten Heimatort. Das Band zwischen den Familiengliedern blieb ungelockert, auch dann, als der Schwarzwaldjohn durch die Herbe der Jahrzehnte hindurch immer mehr zu Welt und Weite und Verühmtheit kam.

Fast erstaunt liest man die Briefe aus der Zeit, da der Künstler noch nicht voll anerkannt war und doch schon seine Bewunderer hatte. Wieviel Feindschaft tut sich auf, wieviel Schmerzliches auf dem steilen Wege zu Erfolg und Verstandenwerden. Dazwischen aber blüht die selbstsichere Freude, wenn der Schaffende von aufdämmernden Erfolgen sprechen kann. Da liest man z. B. in einem Briefe an die Mutter und Schwester vom 3. Dezember 1872: „So hörte ich von jemand, den ich aber nicht kenne, ein Professor glaube ich, der gesagt habe, meine Bilder machen einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er bei manchen fast weinen könnte. Ein anderer soll lähn behauptet haben, jeder Strich, den ich mache, sei gut. Aber immer noch ist dies Urteil vereinzelt, und eine große Masse schimpft nach Herzenslust.“

Die Briefe gehen oft weit über den Wert des Privaten hinaus. Einerseits verflündet sich unaufdringlich und um so wirksamer da und dort Hans Thoma wunderbare Gottgläubigkeit, die von der geistigen Heimat als Ursprung und Ziel weiß; andererseits berührt der Briefschreiber allerhand Zeitereignisse. Namen und Geschehnisse tauchen auf, Verschollenes und Gültiges wird wach, so daß die Briefe wahrlich als Kulturdokumente zu bewerten sind. Einige der Briefempfängerinnen sind im Lichtbild wiedergegeben, was den besonderen Reiz der Lesung erhöht.

Wer irgendwie Sinn hat für Hans Thoma's hohes Menschentum wird immer wieder zu dem Buche „Briefe an Frauen“ greifen und wird sich immer angeführt spüren von dem freundlichen Zauber, der aus dieser Briefsammlung spricht.

K. M. Frey.

Wilhelm Hausenstein: Pieter Breughel d. A. Sieben farbige Gemälde-Wiedergaben. Mit einer Einleitung „Pieter Breughel der Alte und der Ursprung des modernen Bildes“. (Verlag Seemann & Cie., Leipzig 1936.)

Die im Verlagswesen nicht seltene Duplizität der Erscheinungen hat es mit sich gebracht, daß in den letzten Monaten eine ganze Reihe von Breughel-Büchern erschienen sind, unter denen die vorliegende Kunstmappe des Seemann-Verlags mit ihren wie immer mustergültigen farbigen Abbildungen einen

guten Platz einnimmt. Das Bild ist die Hauptsache bei allen derartigen Werken, aber es ist erstaunlich, in welchem Maß der Genuß am Bilde selbst und das Verständnis wächst, wenn man Hausensteins Einführung gelesen hat. Nicht allein, daß er mit souveränem Ueberblick den Bauern-Breughel in den großen Zusammenhang der Malerei der Neuzeit stellt — mit ihm beginnt, wie mit den Niederländern überhaupt, erst recht eigentlich das moderne Sehen —, Hausenstein regt auch zu neuen Betrachtungen und Entdeckungen an, macht auf Einzelheiten aufmerksam, die einem bei der Ueberfülle Breughelscher Bildinhalte entgangen sind, indem er liebevoll Stück um Stück und Gestalt um Gestalt die einzelnen Werke nachzeichnet, belehrt, indem er unterhält und so den Gesichtskreis weitet. Seine Würdigung ist mehr als Betrachtung der Einzelgestalt Breughels, sie gibt, in gedrängtem Rahmen, Rückblick und Ausblick moderner Malerei.

Wolfgang Joho.

Heinrich Kilfinger: Fülle des Lebens. Gedichte. (Willy F. L. Schmidt, Verlag Baden-Baden, 1937.) Schon aus dem vorhergehenden Gedichtbändchen „Ich liebe die Dinge, die blau sind“, von Heinrich Kilfinger, war zu erkennen, daß der Verfasser zu beachtenswertem dichterischem Maß emporkam. Der neue kleine Gedichtband Kilfingers hat dies bestätigt. Seine Gedichte leuchten in frischer Farbigkeit und Lebendigkeit. Nie will der Dichter mehr scheinen als er ist. Er macht kein hundertendes Wesen aus sich; still und unaufdringlich lebt er seiner schönen Heimat, aus ihr empfangend und ihr wieder schenkend, wie es bei einem wahren Dichter der Fall ist und sein muß, wenn er erreichen will, daß der Leser die dichterischen Gebilde und Stimmungen mit seinen Augen sieht. Es gelingt Kilfinger in gar manchem schönen Gedichte besonders schön die formale und die symbolische Umdeutung des gegebenen Stoffes. Er gewinnt unzweifelhaft aus der großen Fülle der Bilder, und mehr noch aus den zarten Rhythmen, eine unsaßbare Stille und Tiefe des Ausdrucks. (Wanderlied, Steinkreuz.) Aus dem regen Alltagsleben des arbeitsamen und fröhlichen Schwarzwaldstädtchens Gernsbach und der farbenfrohen Stadt Baden-Baden und ihrer Umgebungen, hat Kilfinger Einzelbilder trefflicher und anschaulich vor uns hingestellt, ohne hierbei gar sentimental oder andererseits herb zu werden. Kilfingers Gedichte sind zeitlose Kunst, die im kleinsten und engsten Geschehen das ewige Sinnbild für alles Menschliche und wahrhaft Göttliche erschaut.

Eugen Singer.

Otto Raupp: „Der Heimet zue“. Gedichte. (Verlag von Friedrich Gutsch in Karlsruhe, Preis 2 RM.) — Der als Pfarrer in der Emmendinger Gegend bestellte Kirchenrat Otto Raupp wird im Mai d. J. 70 Jahre alt. Das merkt man aber seinem jüngsten Musenkind wahrlich nicht an. Wie die vielen uns bekannten Werke, Gedichte, Schriften und Spiele, atmen auch die neuesten Verse eine Fülle von Freude und Frische, gepaart vielfach freilich mit inniger, im besten Sinne frommer Lebensweisheit. Ist schon hier bestes hebelisches Erbe festzustellen, so erst recht auch in der lebenssehten Beherrschung der alemannischen Mundart. Hier lernt der Leser, wie reich unsere deutsche Muttersprache ist, nicht bloß in Mundartformen, sondern in Worte, die wir armseligen Schriftdeutschschreiber nur noch auf den Wegen der häuerlichen Mundarten finden können. Und wie reich ist in unserem deutschen Vaterland unser badischer Gau: fränkisch, pfälzisch — rheinfränkisch (Karlsruherisch!) — alemannisch, dazu die vielen Stufen und Uebergänge. Ja, wir sind reich gesegnet! Dank jedem, der uns aus der Fülle neue Schätze bringt.

Bruno Goldschmidt.